Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 3

Artikel: Letztes Wünschlein
Autor: Freuler, Kaspar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663552

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wir schätzen unser Selbst oft zu hoch ein. Die Unsicherheit des Wissens über unsere eigenen Werte zwingt uns vielfach zur Pose. Wir verfallen, bildlich gesprochen, in den Stil der verkrampften Familienphotographien vergangener Zeiten, der Pose mit etwas kitschigem Hintergrund und viel fader Süsslichkeit.

Nach aussen zur Schau getragene Würde wirkt kläglich. Hinter der Würde muss eine Persönlichkeit stecken. Bei dieser Persönlichkeit kann es sich um einen äusserlich sehr unscheinbaren Menschen handeln; massgebend ist das Fluidum, das er ausstrahlt. Es laufen zu viele Schablonen und Würdenträger, aber zu wenig Persönlichkeiten herum. Wer sich volkstümlich gibt, gibt sich auf. Volkstümlich sein wollen ist vielfach eine Taktlosigkeit gegenüber seinem bessern Selbst.

Der Festredner, der Wasser predigt und Wein trinkt, handelt würdelos. Daher meine heftige Abneigung gegen alle Festredner. Sie triefen zu sehr von dem, woran sie selber nicht glauben. Sie verwechseln Würde mit Pathos. Sie wollen ohne eigene Verpflichtung den Mitmenschen verpflichten. Würde im Frack ist überhaupt lächerlich.

Der grosse Herr Verwaltungspräsident verkörpert an der Sitzung die Würde selbst. Seine Sekretärin ist gar nichts. Wenn sie aber auf der Heimfahrt eine allfällige Zudringlichkeit mit einer Ohrfeige quittiert, so ist die Würde auf seiten der Sekretärin. Aber das weiss ja die Oeffentlichkeit nicht. Und auf die Publizität kommt es schliesslich an.

Würde, die uns kraft unserer Stellung oder anderer Zufälligkeiten angedichtet wird, verleitet uns zur Ueberheblichkeit. Sie lässt uns das richtige Mass für die Dinge und die richtige Beurteilung des Nebenmenschen verlieren. Der Vorgesetzte beispielsweise, der einen kleinen Untergebenen vor Zeugen abkanzelt, handelt würdelos. Solche Demütigungsszenen sind hässlich. Missbrauch der Macht wirkt abstossend.

Auf das Verhalten kommt es an. Wer zu einem ihm angetanen Unrecht schweigen kann, benimmt sich würdiger, als wer es in die Welt hinaus schreit. Unsere Achtung gilt dem, der das Widerwärtige überwindet, statt es seinen Mitmenschen zuzuspielen.

Zusammengefasst: Würdig und würdevoll sind zwei verschiedene Dinge. Würde ist das Ausstrahlen einer Ueberlegenheit, die überzeugt, ohne zu verletzen.

Jakob Stebler.

Letztes Wünschlein

Von Kaspar Freuler

Es hiess im Dorf, der alte Schuhmacher Brandenberger liege im Sterben. Eben noch hatte man ihn durch die Gassen gehen sehen, langsam und bedächtig, den achtzig Jahren entsprechend, die er auf dem Rücken tragen mochte. Manche hatten ihn seit Jahr und Tag für einen Sonderling gehalten, und das kam wohl auch daher, weil er mitten in einem Weindorf, dessen ganzer Reichtum in seinen Rebhängen lag, keinen Tropfen Wein getrunken hatte. Die Alten freilich munkelten, in seiner Jugend hätte er's wüst getrieben und sei für seine Räusche bekannt gewesen; doch lag das alles mehr als ein halbes Jahrhundert zurück, und die Wirte, die ihm damals ausgeschenkt hatten, ruhten längst unter der Erde. Seither hatte er sich ehrlich-redlich durchs Leben gebracht, hatte Tag für Tag in seiner engen Butik gesessen und schweres und leichtes Schuhwerk geflickt und gesohlt um anständigen Preis. An den Sonntagen sass er oft in der Kirche, stets auf demselben Platz vor der zweiten Säule. Nachmittags ging er durch Wald und Feld und am Abend setzte er sich für ein Stündchen in den «Freihof» und trank ein Glas Süssmost oder Traubensaft.

«Früher war das ganz anders», meinte er dann gelegentlich, «wenn da einer nicht sein Bier oder sein Glas Wein vor sich stehen hatte oder keinen Schnaps in den Most leerte, so zeigte man mit Fingern auf ihn. Aber das ist schon lange vorbei. Die Jungen sind gescheiter geworden!»

Dass er selber vielen von den Jüngern und Jungen das gute Beispiel vorgelebt hatte, ja sogar in früheren Jahren eine kleine Gruppe von Temperenzlern gegründet hatte, das wussten nur die, die

selber mit dabei gewesen waren. Manchmal waren sie an dunklen Abenden in seiner engen Stube zusammengekommen, er hatte ihnen vom Segen und Unsegen des Weines geredet, ja fast gepredigt hatte er und wie ein Pfarrer mit ihnen gebetet. Doch daran dachten nur noch ein paar, und ihrer waren immer weniger geworden.

Nun lag der alte Brandenberger selber auf dem Lager, still und in sich gekehrt an der Wand der Kammer. Die Susanne, die ihm in den letzten Jahren den bescheidenen Haushalt geführt, mochte wohl noch im Konsum mit andern plaudern und ihnen erzählen, der Meister werde es mit seinen allerhand Gebresten auch nicht mehr allzulang machen.

Es klopft. Der Alte dreht sich langsam um: «Herein!» Dann schaut er dem Doktor ruhig ins Gesicht: «Herr Doktor, ich glaub, jetzt braucht Ihr kein Dutzendmal mehr zu kommen. Ich merk schon, wo hinaus es will mit mir.»

«Soso», sagt der Doktor. «Soso! Jänu, solang einer lebt, hat man immer noch Hoffnung, und das ist das beste am Leben, die Hoffnung! Und das Herz schlägt immer noch und ganz ordentlich für ein achtzigjähriges. Das bisschen Husten bringen wir auch noch weg, denk ich.»

«Ich denke nicht. Aber der Herrgott wird schon wissen, was er mit mir vor hat.»

Der Arzt setzt sich zu dem Alten ans Bett. «Gehe es wie es wolle, Ihr braucht keine Angst zu haben, Brandenberger! Ihr habt Euer Leben schlecht und recht verdient und Eure Pflicht getan, und so wird im Himmel auch ein Plätzlein parat sein für einen alten Schuhmacher, wenn's dann einmal so weit ist. Pressieren wird's Euch ja nicht; Ihr habt mancherlei genützt auf der Welt; grad gestern noch hat mir die Witfrau vom Haldenbalz gerühmt, wie Ihr vor Jahren ihren Mann selig vom Trunk weggebracht hättet, und das ist nicht die einzige, die Euch zu danken hat. Es braucht einfach in einer Gemeinde so Leute, die es andern beweisen können, dass es ohne Trunk auch geht. Und dass der Rausch an jedem Sonntagabend nicht zum nötigsten gehört im Leben. Und das habt Ihr ohne grosse Worte bewiesen, Schuhmacher!»

Der Alte hatte der langen Rede des Doktors zugehört, ohne ein Wort zu sagen. Nun zog er die Federdecke wieder über sich und lächelte.

«Es mag ja schon etwas Wahres dran sein, gottlob — aber etwas ist mir doch immer wieder in die Quere gekommen. Ich weiss schon, ich habe es eine Zeitlang arg getrieben, aber dann hab ich den Rank doch gefunden, wie ich dann geheiratet habe. Doch etwas ist mir noch geblieben, ein kleiner dummer Wunsch. Und dieses dumme Wünschlein ist mir in diesen kranken Tagen wieder aufgestiegen und lässt mir keine Ruhe mehr und . . . »

«Ja, was denn, Schuhmacher?»

Ueber das bärtige Gesicht ging ein stilles Lächeln und die Runzeln wurden enger und die Augen kleiner. «Ihr dürft nicht lachen, Doktor — es ist etwas Komisches! Also früher, da hab ich Bier und Wein getrunken und auch Schnaps, mehr als genug. Zu weiterem hat's nicht gelangt, und das war schon zuviel. Aber von *einer* Sorte hab ich doch nie einen Schluck zu trinken erwischt — und den könntet Ihr mir nun verschreiben, wie man's so macht mit Kranken, die aus dem letzten Loch pfeifen — nur ein einziges Gläslein mein ich, das kann nichts verderben. Nur damit ich von der Sorte auch einmal probiert habe — auch wenn ich nie zu den Herrenleuten gehört habe.»

Ein rauhes Röcheln kroch ihm aus dem Hals: «Ich meine nur so —»

«Champagner.»

Der Kranke nickt wie ein Schelm. «Ich hab's meiner Frau selig noch in die Hand hinein versprochen, nie mehr zu trinken, und hab das gehalten und noch über ihren Tod hinaus genau so gehalten. Der Nachtmahlwein in der Kirche war die einzige Ausnahme. Aber wenn Ihr mir nun zum Schluss ein Gläslein von diesem Champagnerwein verschreiben würdet, mit dem Rezept verschreiben, mein ich, so würd sie mir das in der Ewigkeit sicher nicht vorhalten können, oder?»

Nun lächelten beide, der Doktor und der Schuhmacher.

Als die Susanne ins Zimmer trat, ging die Dämmerung in Dunkelheit über. «Zündet eine Kerze an, Susanne!» sagte der Alte. «Nur eine Kerze, ich brauch nicht mehr soviel Licht.»

«Und dann geht Ihr mit dem Rezept da rasch in den «Goldenen Ochsen» und sagt, Ihr müsst drauf warten», murrte der Doktor.

Der Wirt überlas den Zettel etwas erstaunt: «So, ist's schon so weit mit dem Schuhmacher? Aber — ich meine nur — hat er denn nichts dagegen?» Ohne die Antwort abzuwarten, schlurfte er in den Keller hinunter und holte eine der wenigen dunklen, dickwandigen Flaschen herauf. Sorgfältig wickelte er sie ein, und so trug sie die Frau heimzu.

Und sie staunte nicht wenig, als nun der Doktor vorsichtig den grossen versilberten Zapfen von den feinen Drähten löste, ihn dann mit einem Knall an die Decke springen liess, den sprudelnden Wein in zwei Gläser schenkte und mit dem Alten anstiess.

«Zur Gesundheit, Schuhmacher! Er soll Euch gut tun!»

«Danke, Doktor! Und Euch nicht weniger gut!»

Brandenberger trank das Glas in ganz kleinen Schlücken leer. Der Schatten der Hand wuchs an der Wand zu Riesengrösse, das Glas reichte in zackigen Figuren weit an die Decke hinauf und wurde wieder ganz klein.

Der Schuhmacher hustete, dann nahm er den letzten Schluck.

«Ich weiss, es ist nicht ganz recht — ein alter Schuhflicker, der auf dem Totenbett noch an derlei Luxus denkt! Champagner trinken wie ein grosser Herr! Ein alter Temperenzler!»

Dann legte er die dürren Hände über die Bettdecke und sagte leise, so dass der Doktor es kaum hören konnte: «Aber das Wünschlein habe ich halt durch mein ganzes Leben hindurch getragen . . . »

Der Doktor sass neben dem Bett und hielt die Hand des Alten in der seinen, bis die Kerze flakkernd erlöschte und die Schatten der Nacht die Kammer füllten.

Der alte Friedhofdiener

Noch dient er treu, wie all die Jahre
Hier, wo die alten Kreuze steh'n.
Und viele hat er still begraben;
Er sah sie einst durchs Leben gehn.

Er weiss um Trauer und um Zähren,
Und hört auch manche bittre Klag'.
Doch über allem blüht ihm tröstlich
Ein Licht im Auferstehungstag.

Drum hat der Tod für ihn kein Grauen;
Ist ihm nicht fremd und unvertraut.
Die Tage nimmt er als ein Lehen,
Aus Gottes Hand, auf I h n gebaut. —

So bettet er zur letzten Ruhe
Den, der verliess sein irdisch Haus;
Noch kurze Zeit ist ihm bemessen,
Dann tragen sie ihn selbst h i n a u s . —

Rob. Schaller